

Gottesdienst am 5. Februar 2012, Universitätskirche Marburg, Liturgy Specific Art (LSA) mit einer Performance Gabi Erne: „Geben und Nehmen“, Predigt: Thomas Erne.
Texte: 2. Mose 12/Mk 14, 22-24/Gal 3,26

Liebe Gemeinde,

Einmal im Jahr wird am Tisch einer jüdischen Familie ein kleines Drama inszeniert. Eltern und Kinder sitzen festlich gekleidet am Tisch. In ihrer inneren Vorstellung aber sind sie reisefertig, Sandalen an den Füßen, den Wanderstab in der Hand. In Hast und Eile essen sie ein karges Mahl (2. Mose 12, 11), bereit zum Aufbruch.

Natürlich bricht in dieser Szene keine der Familien tatsächlich auf, niemand verlässt Haus und Hof, die Fleischtöpfe in New York, Frankfurt oder Tel Aviv und begibt sich auf eine lange, karge Wüstenwanderschaft. Aber für einen Augenblick haben Eltern und Kinder in den Geschichten des Auszuges aus Ägypten gelebt. Sie sind erschüttert von dem Terror jener Nacht, da der Engel Gottes eine Blutspur in Ägyptens Häusern hinterlässt. Und sie sind berührt von der Poesie der Feuersäule, die in den sternklaren Wüstennächten leuchtet, und der Wolkensäule, die des Tages ihre scharfen Schatten in den Wüstensand wirft (2. Mose 13, 21).

Auch wenn ihr in das Land kommt, das der Herr euch zusagt, auch wenn ihr bei Milch und Honig eine bürgerliche Existenz in Frankfurt und New York führt, sollt ihr an diesem Brauch festhalten, an die Erinnerung an die Sklaverei in Ägypten und die lange Wanderschaft durch die Wüste (2. Mose 12, 25). So steht es im Alten Testament. Im 2. Buch Mose, das diesem Familienritual seinen Namen gibt: Exodus, das Buch des Aufbruchs. Und das Drama, das da alljährlich inszeniert wird in jüdischen Familien ist das Passahfest, das Israel bis

heute feiert. Das Passahfest, dass Gott, der Herr, sein Volk aus der Sklaverei in Ägypten befreite.

Ich versuche mir vorzustellen, was dieses Drama alljährlich für eine Familie bedeutet. Wie sich die Familie verwandelt, sich aus den Rollen löst, die sie in ihrem Alltag spielen. Der Vater wird zu einem starken Kamel, die Mutter zu einer Löwin, und die Kinder zu kleinen Wüstenfüchsen. Und alle zusammen werden zu einer verschworenen Gemeinschaft, die nur solidarisch in der Wüste überlebt.

Und ihre Verwandlungen verbinden sich mit dem Geschmack des Essens. Das Salzwasser und die Bitterkräuter rufen in ihnen den Schmerz und die Tränen der Gefangenschaft hervor. Der Brei aus Apfel, Zimt und Nüssen die Lehmziegel, die Israel für die Pyramiden des Pharaos brennen mussten. Und das Manna, das sie ernährt, verdirbt, wenn man es sammelt. Das ist die Wüste. Nichts kann dort fixiert werden. Ein offener Möglichkeitsraum. Erleuchtet vom Licht der Feuersäule und dem Glanz der Wolke, in der Gott des Nachts und des Tags wohnt. Und Gott ist der Souffleur, der jedem die nächste Zeile vorflüstert, falls er oder sie in ihrer neuen Rolle in einer solidarischen Gemeinschaft den Text noch nicht kennen.

Das spielt sich ab am Esstisch jüdischer Familien, einmal im Jahr. Da, wo sonst die Hausaufgaben gemacht, die Rechnungen bezahlt, die Beziehungsprobleme gewälzt, die Pubertätskrisen ausagiert werden, das Essen geteilt wird – Wie sah der Tisch aus, von dem sie, liebe Gemeinde, heute Vormittag aufgebrochen sind? Ist ihr Esstisch auch eine Bühne wundersamer Verwandlungen? Ein Ort des Exodus aus eingeübten sozialen Rollen, aus den üblichen Egoismen in eine solidarische Gemeinschaft, die sich mit dem Geschmack des täglichen miteinander geteilten Essens verbindet?

Die Künstlerin Gabi Erne hat 2005 in der Tübinger Stiftskirchengemeinde 100 großformatige Blätter als Tischtuch in 100 Häusern verteilt. Ein Monat blieben die Blätter auf den Tischen von 100 Tübinger Haushalten liegen. Und am Ende waren auf diesen Blättern nicht nur die Spuren des Essens, sondern auch die Spuren der Gemeinschaft zu sehen, die an diesen Tischen ausgefüllt wurden. Das Blatt zweier Juraprofessoren, double-income no kids, blieb rein unberührt wie jungfräulicher Schnee. An diesem Tisch hat sich nichts abgespielt. Das Blatt einer Familie dagegen war vollgekleckst und vollgemalt. Nur an der Stirnseite blieb eine Stelle leer. Der Vater hatte in dieser Zeit die Familie verlassen.

Alle diese Tischaufgaben wurden von der Künstlerin bearbeitet und in Stiftskirche am Gründonnerstag in einem großen Reigen um den Altar aufgehängt. So als sei der Tisch des Herren das heimliche Kraftzentrum der heimischen Esstische. Alle kamen, die kinderreichen Familien, die Wg's, die Alleinstehenden, die double-incomes-no kids. Sie wollten ihren Tisch in der Kirche sehen. Und allen wurde auch der Sinn der Hängung klar: Ihr Tisch zu Hause hat etwas mit dem Tisch in der Kirche zu tun. Esstisch und Altar sind miteinander verbunden. Die Verwandlungen daheim sind mit den Verwandlungen verwoben, die man am Tisch des Herrn erleben kann. Das Abendmahl – so kann man die Hängung in der Tübinger Stiftskirche sehen - ist das Ferment, der Katalysator der Solidarität, der im alltäglichen Verteilungskampf an den Esstischen zu Hause zur Brüderlichkeit und Schwesterlichkeit ermutigt.

Aber ist das die Wirklichkeit? Ist das Abendmahl ein attraktives Angebot, so dass man seinen heimischen Esstisch an diese Kraftquelle anschließen möchte?

Friedrich Christian Delius, Schriftsteller und Pfarrersohn aus Hessen schildert in seiner Erzählung „Der Sonntag an dem ich Weltmeister wurde“, den Esstisch im

elterlichen Pfarrhaus, in Wehrda bei Bad Hersfeld. Schon das Frühstück ist imprägniert von der Liturgie des Abendmahls. „Das Brot war heilig, auf jedem Laib, obwohl im Dorfbackhaus gebacken, lag der Segen des Heilands, auf jeder Scheibe, als sei sie nicht durch die Brotmaschine gekurbelt, sondern von Jesus persönlich gebrochen worden“ (20). Der Höhepunkt aber ist der sonntägliche Mittagstisch: „Oh schmecket und sehet, schmecken und sehen sollte ich weder die Kartoffel noch die grünen Bohnen oder den Braten, sondern schmecken sollte ich an den Bohnen, wie freundlich der Herr im Himmel war, sollte der Salzkartoffel die Liebe des Vaters abschmecken, das gebratene Stück Rind unter der Soße, sollte ich würdigen als sichtbarere Beweise für die Güte Gottes... Das sollte ich schmecken *und ich schmeckte es*, bis ich vor lauter Gottesfleisch und Gottessoße und Gotteskartoffel nichts mehr schmeckte, sondern nur noch aß und aß, so viel ich nur konnte.“ (Delius 71).

Über jeden sinnlichen Genuss legt sich an diesem Esstisch eine Art Nebel des Glaubens. Der Vater und Pfarrer, der natürlich das größte Stück der sonntäglichen Fleischbeute erhält, sorgt dafür, dass alles im Leben seiner Kinder zum Hinweis auf die göttliche Gnade oder das göttliche Gericht wird - außer Fußball. Gott ist nicht rund und Gott spielt nicht Fußball. Fußball liegt irgendwie unterhalb der göttlichen Wahrnehmungsschwelle. Es ist weder sittlich erlaubt, noch verboten. Eine Grauzone, die daher auch nicht als Hinweis auf die göttliche Gnade oder Gericht dienen kann. Und so sitzt der Sohn im Amtszimmer des Vaters vor dem Radio und hört das Endspiel 1955 in Bern, allein, streng bewacht von den Bildern Luthers und Mose, die beide missbilligend von der Wand auf ihn herabschauen. Sie können den Jungen nicht daran hindern im Fußball die Freiheit zu entdecken, die ihm das christliche Elternhaus verweigert. Fußball erlaubt große Gefühle, ohne sie mit Gott in Verbindung bringen zu müssen. Das ist sein Fluchtweg aus dem dichten Gottessystem, das die Eltern am Esstisch im Pfarrhaus von Wehrda um ihre Kinder herum aufgebaut haben.

Es gibt eine Pathologie des Abendmahls in der Moderne. Jedenfalls im Kino und in der Literatur. Selten ereignet sich am Tisch des Herrn noch der Exodus in eine freie und solidarische Gemeinschaft. Oft das Gegenteil, eine rigide Moral, – oder aber das Abendmahl ist nichtssagend und langweilig: „Ich nahm einen Schluck, gab die Schale weiter und, indem ich mit den Gedanken schon weit auf dem Wege nach Hause, den Wein hinunterschluckte, drehte ich ungeduldig mein Sammetbarett in der Hand und mochte kaum das Ende des Gottesdienstes abwarten, da es mich anfang gewaltig an den Füßen zu frieren.“ (G. Keller, Der grüne Heinrich).

„Man muss nicht extra in die Kirche, damit beim Essen Gott dabei ist“ – das ist ein Zitat aus Gesprächen mit Hausfrauen auf der Suche nach dem Heiligen Geist in deutschen Küchen. (Die Künstlerin Gabi Erne hat sie 2007 geführt). Man hat in der Tat Gott beim Essen dabei ist, wenn beim Essen eine Verwandlung passiert. Etwas pathetisch: wenn Menschen sich beim Essen in Liebende verwandeln, sich vom Geschmack der Speisen und der Atmosphäre der Gastfreundschaft zu einem nicht-egomanen Verhalten verführen lassen. Wo jeder vom anderen empfängt, was er zum Leben nötig hat: Solidarität, gutes Essen und die Sympathie seiner Freunde.

Wenn in diesem Sinne Gott beim Essen dabei ist, dann muss man nicht extra in die Kirche. Aber was sollte man es lassen? Warum, wenn Gott im Essen ist, die solidarische, egalitäre und gastfreundliche Tischgemeinschaft aus der Kirche verbannen? Und warum nicht vom diesem Esstisch her den Altar neu erschließen? Eine Art Rückübersetzung der kulturellen Folgen des Christentums, zurück in sein Zentrum, die Tischgemeinschaft Jesu mit seinen Jüngern. So verstehe ich die Performance „Geben und Nehmen“. Wir feiern in diesem Gottesdienst kein Abendmahl. Aber wir üben uns ein in die solidarische

Tischgemeinschaft, in Sichtweite des Altars, im Blick auf die Schlüsselszene der christlichen Tischgemeinschaft. Die Praxis, die Einübung von Geben und Empfangen beim Essen, kann den Sinn der Einsetzungsworte wieder neu erschließen.

Die urchristlichen Gemeinden haben ja ihr egalitäre Tischgemeinschaft, die keine sozialen Unterschiede beim Essen duldet als Ausdruck des Geistes Christi verstanden hat. „Hier ist nicht Jude, noch Grieche, hier ist nicht Knecht noch Freier, hier ist nicht Mann noch Weib, denn ihr seid alle einer in Christus“. Und beim solidarischen Essen vom gleichen Brot und Trinken aus demselben Kelch haben sie nicht nur ein Zeichen der Liebe gesetzt, sondern Christi Geist der Liebe beim Essen real und spürbar gemacht. Ich gebe zu, es ist zu ein gewagter Sprung, aber man kann in dieser in egalitären und solidarische Tischgemeinschaft der Urchristenheit die Stichworte wiederfinden, die ins Zentrum der Moderne zielen: egalite, fraternite, liberte.

Feiern wir also an diesen Tischen heute einen kleinen Exodus, den Aufbruch in eine gerechtere Gesellschaft, die beim Essen beginnt, wenn jeder gibt und sich geben lässt und seine Freiheit vom anderen her begreift. Dann wird dieser Esstisch, unsere Wüste, ein Möglichkeitsraum der Solidarität. Wir bringen auch unsere engen Grenzen mit und die Bitte: Wandle sie in Weite. Denn wir kennen die Angst vor dem Neuen. Kann denn eine solidarische Gesellschaft gelingen? Können wir ohne Wachstum leben? Hat Teilen eine Chance? Wir spüren, dass die Verwandlung zu einer solidarische Gemeinschaft nicht ohne Risiko ist. Die alte Rollen, in denen wir gefangen sind, müssen unter Schmerzen vergehen, damit etwas Neues werden kann. Aber es gibt keinen freundlicheren Weg als mit dieser Solidarität beim Essen zu beginnen. „Schmecket und sehet wie freundlich der Herr ist“.

Amen